

Irene Dische

Prinzessin Alice

Irene Dische

Prinzessin Alice

Roman

Aus dem Englischen von Tanja Handels

claassen

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de



claassen ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH

1. Auflage September 2025

© Ullstein Buchverlage GmbH,

Friedrichstraße 126, 10117 Berlin 2025

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an produktsicherheit@ullstein.de.

Umschlaggestaltung: Designbüro Lübbecke Naumann Thoben GbR

Satz: Savage Types Media GbR, Berlin

Gesetzt aus der Aldus

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-546-10156-1

»Wenn du mit Gott sprichst, ist das Beten.
Wenn Gott mit dir spricht, ist es Schizophrenie.«
Thomas Szasz

Familie, Familie, Familie

Die Prinzessin erreichte ihren Höhepunkt im Gebet, und dabei ging es laut zu. Einfache Gemüter schlossen daraus, sie müsse sich wohl den nackten Jesus vorstellen, wie er sich erregt an sie drückte und ihr ins Ohr seufzte. Und dafür verachteten sie die Prinzessin. Dabei hätte sie sich nie solchen Fantasien hingeeben, nicht mit Jesus. Leidenschaftlich liebte sie das Dasein an sich, auch wenn sie, Mitglied des Königshauses, Urenkelin Queen Victorias, Prinzessin von Griechenland, inzwischen ein Niemand war, eine Zuflucht Suchende, die das kleine Gästehaus neben einer prachtvollen Pariser Villa bewohnte, auf Almosen angewiesen und, womöglich das Schlimmste, von vier renitenten halbwüchsigen Töchtern umringt war. Ihr schimmerndes goldenes Haar war von weißen Strähnen durchzogen. Ohne stolz darauf zu sein, war sie drei Jahrzehnte lang die Schönste in der Familie, die Trophäe gewesen. Sie hatte diese Fackel auch nicht an eine ihrer Töchter weitergereicht, sondern an ihr Jüngstes, den einzigen Sohn. Das stimmte die Mädchen noch feindseliger. Trotzdem war sie, diese Prinzessin ohne Befugnisse, das, was man gemeinhin glücklich nennt, und ihrem Glück gab sie den Namen »Gott«. Alice liebte ihre Nächsten so sehr, dass sie schon in fröhliches Gelächter ausbrach, wenn sie bloß am anderen Ende des Zimmers eines

vertrauten Menschen ansichtig wurde. Sie betrachtete alle Lebewesen als Gefäße des Guten. Eine harte Kruste alten Brots war ihr ein Geschenk an den Körper, eine Zigarette eines an den Kopf. Auch den Bauchschmerzen dankte sie, denn sie dienten als Erinnerung an die Zerbrechlichkeit des Körpers, was wiederum bewies, dass man lebte. Sie liebte das Leben mit solcher Inbrunst, dass sich nach einer Zeit ekstatischen Betens ihre Beckenmuskeln rhythmisch zusammenzogen. In jenen Momenten war ihr Stöhnen in allen Räumen zu hören, drang durch den Garten bis ins benachbarte Herrenhaus.

Das Wort Orgasmus war in der Familie keineswegs tabu. Alices Schwägerin und Gastgeberin, die steinreiche Prinzessin Marie, konnte keinen Orgasmus zustande bringen, wie sie es formulierte, und äußerte sich öffentlich zu ihrer Frigidität. Sie schrieb sogar darüber, erst in Briefen, dann in Flugschriften und schließlich in einem Buch. Der Orgasmus blieb ihr körperlich verwehrt und wurde doch zu ihrer großen Leidenschaft. Sie bezeichnete sich selbst als *Téleclitorienne* und konsultierte Doktor Sigmund Freud. Ihre Psyche betrachtete sie als unerforschten Kontinent, der einen mutigen Entdecker nötig hatte.

Anfangs weigerte sich der alte Herr, Prinzessin Marie anders zu behandeln als seine übrigen Patientinnen, und empfing sie nur zu wenigen, fest vereinbarten Sitzungen pro Woche. Aber Marie nötigte ihn mit Geld und ihrem Adelstitel dazu, seine Prinzipien aufzugeben. Der Doktor hatte eine typisch bürgerliche Schwäche für Adlige, wie man sie bei sonst durchaus vernünftigen jüdischen Intellektuellen häufig

antraf; zudem stand sein Verlag vor dem Bankrott. Und so willigte er schließlich ein, den Orgasmusdefekt »unserer Prinzessin«, wie er sie nannte, über etliche Wochen hinweg in täglichen mehrstündigen Marathonsitzungen zu behandeln. Im Lauf ihrer Therapie wurde Marie sowohl zu seiner Jüngerin als auch zu seiner Finanzambulanz. An ihrer Orgasmusarmut änderte sich jedoch nichts, womit ihr Fall die Liste Freuds therapeutischer Misserfolge verlängerte.

Marie kehrte nach Paris zurück und probierte es mit einer anderen Behandlungsmethode: wechselnde Liebhaber (ihr Mann war in einen anderen Mann verschossen und hatte daher nichts gegen ihre Experimente einzuwenden). Aber auch dieser Versuch blieb erfolglos. Schließlich hatte sie eine weitere Idee. Das Problem, so folgerte sie, nachdem sie erst ihre eigenen Genitalien vermessen hatte und anschließend die Genitalien anderer, die bereit waren, sich gegen Bezahlung vor ihr zu entblößen, war geografischer Natur. In ihrem Fall saß der kleine Vulkan einfach am falschen Platz, zu weit im Norden. Sie suchte sich einen Chirurgen, der einverstanden war, ihre Klitoris ein Stück nach Süden zu verpflanzen, dicht an die Vagina heran, wo sie ihrer Meinung nach hingehörte. Entfernung ist relativ, ein paar Millimeter konnten schon ausreichen. Als auch das nichts bewirkte, grub der Arzt die Klitoris erneut hervor und versetzte sie um ein paar weitere Millimeter. Und dann noch ein drittes Mal.

Währenddessen steckten Freud und Marie eifrig die Köpfe zusammen und berieten sich über Alice. Sie kamen zu dem Schluss, dass die übersteigerte Liebe von Maries Schwägerin zu Gott eine Krankheit sei, die ebenfalls chirurgisch behandelt werden müsse. Und Freud wusste auch schon, wie.

Dies ist übrigens eine wahre Geschichte. Von hier an gehören Sie zu den Eingeweihten. Und da wir es nicht mit einer von diesen Illustrierten zu tun haben, verzichten wir künftig darauf, die Protagonistinnen als Prinzessinnen zu bezeichnen. Wir wollen auch nicht länger so tun, als würde irgendeine allwissende Erzählinstanz dies niederschreiben. Ich, Alice, offiziell als wahnsinnig diagnostiziert, will endlich selbst erzählen. Von jetzt an geht es hier um mich, Alice Mountbatten, die Gott liebte, und auch um meine Schwägerin Marie Bonaparte, die Freud liebte. Es geht allerdings nicht nur um zwei, sondern um drei Schwestern – eine dritte Schwägerin spielt noch eine Rolle: die lebenslustige Edwina Mountbatten, die den Sex liebte, in rauen Mengen und mit Männern und Frauen aus jedem Erdteil. Sie war die Erbin eines der größten Vermögen Europas, und es war ihr gleichgültig, was andere von ihr dachten. Ihrer Gier nach Genuss war sie um die ganze Welt gefolgt, und nach Paris kam sie just an dem Tag, als Marie ihren Plan in die Tat umsetzen wollte, mich kastrieren zu lassen.

TEIL EINS

Ein Familiendinner

Jeden Tag um 17 Uhr – und damals waren Tage für die meisten Mitglieder unseres gestutzten Flügels der königlichen Familie schwer zu bewältigende Zeiteinheiten – versammelten wir uns in unserer bescheidenen Pariser Unterkunft um den Tisch. Die goldene Stunde, den ganzen Tag herbeigesehnt: das Dinner. Wenn Sie ein eher kleines Haus bewohnen, und mehr noch, wenn Sie eigentlich das Leben in einem Palast gewohnt sind und Ihr Häuschen durch die Kinder und das Personal aus allen Nähten platzt, hören Sie nur den Lärm und wünschen sich vielleicht nichts sehnlicher als Ruhe. Einzig ich, die Matriarchin, inzwischen dreiundvierzig Jahre alt, ließ mich vom Lärm nicht stören, weil ich von Geburt an stocktaub war. An jenem Abend ahnte ich noch nichts von der Revolution, die sich in meiner eigenen Familie ereignen sollte. Für mich war es ein produktiver Tag gewesen. Ich hatte genügend von meinen gehäkelten Zierdeckchen und gestrickten Topflappen auf dem Markt verkauft, um uns eine gute Mahlzeit zu besorgen, stattdessen aber meine Einkünfte wieder einmal an die Bedürftigen verteilt. Es ist die Pflicht gekrönter Häupter, wohlthätige Zwecke zu unterstützen. Etwas von dem verdienten Geld hatte ich auch für Zigaretten ausgegeben. Noch am Nachmittag, als ich in unser gemütliches Dienstbotenquartier zurückkehrte,

gestand ich meine Spende. Meine fünf Kinder waren gerade, angeführt von ihrer reizenden griechischen Gouvernante, auf dem Weg ins Esszimmer.

»Also gibt es wieder nur Erbsensuppe ohne Fleisch«, rief Cecilia, meine Lieblingstochter, die mich ganz besonders verabscheute. Dann zischte sie: »Lieber würde ich sterben.« Und fügte mit einem Seitenblick an mich gewandt hinzu: »Jung und schön den Löffel abgeben«. Ich lächelte ihr fürsorglich zu und schwieg. Gesprächen mit anderen war ich seit jeher abgeneigt, denn mir waren die gesprochenen Worte ein Leben lang wie ein Windhauch erschienen, nur mit großer Mühe gelang es meinem Mund, Silben zu formen. Wenn ich etwas sagte, kam es oft zu laut heraus, das hatte ich bereits als Kind gelernt, wenn ich dafür Ohrfeigen kassierte.

Ich nahm meinen Platz am Kopf des Küchentischs ein und wartete darauf, dass die anderen sich zu mir gesellten. Die Tischplatte war aus Kork und schartig von den vielen Messern, die schon hineingeschnitten hatten, aber mir war sie so lieb wie dem Familienhund der Napf am Boden. Wenn wir zu sechst dort saßen, dicht an dicht, war das für die Mädchen eine hervorragende Gelegenheit, ihre Essmanieren einzuüben; Papa war ja nicht zu Hause. Die Mädchen wollten mich piesacken, indem sie sich nicht zu mir setzten. Sie lungerten um mich herum, weil sie genau wussten, dass ich sie nicht rufen würde. Ich weiß schon, normale Menschen warten mit dem Essen, bis alle sitzen. Tja, Mama ist eben nicht normal. Begierig füllte ich mir den Teller mit dampfender grüner Erbsensuppe, meiner Leibspeise. Alles, was auf diesen Tisch kam, war meine Leibspeise. Ich schmeckte Majoran, vielleicht sogar etwas Muskat. Ein paar Stückchen Schinken wären tat-

sächlich schön gewesen. Meine vier Töchter starrten mich an. Als ihr kleiner Bruder sich neben mich setzen wollte, rissen sie ihn an den langen blonden Haaren zurück.

»Mama isst so, wie sie alles macht, sie schert sich nicht darum, was andere denken«, hatte ich Cecilia einmal schimpfen sehen. Gut möglich, dass ich schmatzte; ich hörte mich ja nicht. Dafür konnte ich deutlich hören, wie die Mädchen die Augen verdrehten. Cecilia, mein Liebling, mein Ebenbild, hielt sich sogar beide Ohren zu. »Wenn Mama gerade nicht isst, dann raucht sie, und wenn sie nicht raucht, dann betet sie die meiste Zeit in Ekstase, und wenn sie mal nicht betet, dann strickt sie und betet dabei still. Und wenn sie mal nicht frisst oder raucht oder strickt oder betet, ist sie weg, weil sie so gern durch die Straßen zieht und sich Leute sucht, die sie trösten kann. Weil die besseren Menschen das angeblich so machen. Und dabei ist sie angezogen, als ob sie sich im Palast zum Tee setzen will. Ach, wie ich unseren Palast in Athen vermissee!«

Allerdings. Genau wie sie war auch ich in einem Palast zur Welt gekommen, nur war mein Palast sehr viel prunkvoller, Windsor Castle, kein griechischer Steinklotz mit Blick auf eine belebte Straße, und darum hielt ich mich für privilegiert und ignorierte sämtliche Hinweise auf das Gegenteil. So groß ist die Macht der Gewohnheit. Auch verarmt brauchte ich morgens noch eine Stunde, um eins meiner schönen Kleider anzulegen. Um den Hals trug ich meinen Jesus aus Zinn, den ich zwischen meinen Brüsten verbarg. Die Familie konnte dieses Kruzifix nicht leiden und machte es für meinen Zustand verantwortlich. Sie hatten sich von Maries Verehrung für die Seelenkunde anstecken lassen. Oft sprachen sie davon,

mir das Kruzifix zu entwenden, während ich schlief, aber ich verstaute es nachts immer unter meinem Kopfkissen. Ja, ich war jetzt arm, die ganze Familie war arm, wir waren Flüchtlinge, die niemand haben wollte, auch wenn wir hier in Saint-Cloud lebten, einer Adresse, die von Reichtum zeugte. Als wir, beinahe zehn Jahre vor besagtem Abend, aus Griechenland hierher gekommen waren, hatte Tante Edwina, die Erbin, die meinen kleinen Bruder Dickie geheiratet hatte, uns alle mit einem Monatsvorrat Kleider ausgestattet, sowohl Tages- als auch Abendgarderobe. Wir baten sie niemals um neue, sondern warteten, dass sie es von sich aus anbot. Die Mädchen mussten ihre Rocksäume auslassen, weil sie so schnell wuchsen und die Mode sich änderte, und meine Kleider mussten weiter gemacht werden. Außerdem brachte ich jeden Morgen eine Stunde damit zu, mein schütter werdendes Haar zu einer bauschigen, von Silberfäden durchzogenen Krone zu frisieren.

Nach unserer Vertreibung hatte ich mir beigebracht, meine Haare selbst zu frisieren, und es auch meinen vier Töchtern gezeigt, die mir diese Pflicht zutiefst verübelten. Sie verübelten mir, dass sie keine normale Mutter hatten und keine Zofe, die ihnen die Haare machte. Sie verübelten mir die kärglichen Mahlzeiten und den Umstand, dass sie mir schmeckten. Wenn man jemanden hasst, hasst man auch, wie er isst. Mit vernichtenden Blicken sahen sie mir bei meiner Mahlzeit zu. Nachdem ich meinen Teller geleert hatte, zündete ich mir eine meiner köstlich duftenden Zigaretten an. Es ist mir gleichgültig, ob andere mich mögen. Schließlich haben sie ein Recht auf ihre eigene Meinung, zu allem, einschließlich mir. Ich erwidere die Abneigung bei niemandem. Es sollte zwar

ein Moment kommen, ab dem ich nicht mehr bereit war, die andere Wange hinzuhalten, aber davon später mehr.

An besagtem Abend jedenfalls konnte nichts meine Zufriedenheit stören. Gesättigt von der Suppe schob ich meinen Stuhl vom Tisch zurück, stellte mich mutig der feindlichen Töchterarmee und bedeutete ihnen, sich zu setzen. Sie blieben stocksteif stehen und hatten auch ihren Bruder in Verwahrung, den sie am Hosenboden festhielten. Philip, mein Schatz. Ich weiß, was da in dir vorging. Und so entschloss ich mich, den Feind mit Küssen zu erobern. Das trieb sie auseinander. Ich bekam Cecilia zu fassen, sie schauderte, als meine Lippen ihre seidige Wange streiften. Gott schenkt uns allen seidige Wangen und verwandelt sie dann nach und nach in groben Frottee. Einzig Philip wollte mir eine Freude machen, er stürmte auf mich zu, schlang mir die Arme um die Taille, presste den Kopf an meine Brüste und drückte mich fest. Nur wenige teilen sein Talent, instinktiv mit dem ganzen Körper Zuneigung auszudrücken. Er war jetzt neun, der langersehnte Sohn. Und kein Bluter! Als die Familie fliehen musste, war er noch ein Säugling gewesen und hatte daher keine Erinnerung an das Palastleben; unsere familiären Konflikte meisterte er, indem er über sie hinwegging. Er war ungebrochen fröhlich. Und hungrig. Sein Magen knurrte laut. Ihm würde Erbsensuppe völlig reichen. »Lasst Philip essen, ihr Ärsche!«, sagte ich und machte mich auf den Weg ins Wohnzimmer zu meinem Betstuhl. Ein kleines obszönes Schimpfwort hier und da ist doch eine edle Zutat.

Unsere Unterkunft war schlicht, die Zimmer klein, mit niedrigen Decken und abgelegten Möbeln, die in der prachtvollen Villa am anderen Ende des Gartens nicht mehr ge-

braucht wurden. Aber Gott, der mir königliches Blut geschenkt hat, lebte dort bei mir in vielen Gestalten, zu denen auch das besagte Gefühl der Freude zählte. Gott steht mir stets zur Verfügung, auch dann noch, wenn andere das längst nicht mehr tun. Gott versteht mich, wo es andere nicht können, Gott lobt meine Bereitschaft, Kraftausdrücke zu verwenden, wenn die Situation es erfordert. Und an Gott wandte ich mich jetzt: »Vielen Dank für die köstliche Suppe.« Ich zählte die verschiedenen erfreulichen Momente des Tages auf – ein Laib frisches Brot, zwei rohe Eier, sieben Zigaretten – und sprach auch dafür meinen Dank aus. Ein Summen erfüllte meine Vagina.

Unterdessen hatte meine Schwägerin Marie die Tür aufgeschlossen und das Haus betreten. Als kalter Hauch strich sie an mir vorbei und trat ins Esszimmer. Dort würde sie das unangetastete Essen sehen, das Brot mit der vertrockneten Kruste, den herzhaften gelben Käse und die revoltierenden Kinder, die um den Tisch herumstanden. Die Suppe duftete köstlich. »Haben die ein Glück«, würde Marie knurren. Und dann das Kommando übernehmen. Sie würde die Kinder anweisen, sich an den Tisch zu setzen und die Suppe zu essen. Und sie gehorchten ihr bestimmt. Dann würde sie sich zu ihnen setzen, ein kurzer Ausflug in niedere Gefilde, meinen Platz einnehmen, sich selbst Suppe in meinen benutzten Teller schöpfen und zu den Kindern sagen: »Ich leiste euch Gesellschaft. Na los! Bedient euch!« Sie griffen ohne Zögern zu, und Marie zog den kleinen Spiegel hervor, ohne den sie nicht aus dem Haus ging, stellte ihn auf den Tisch, richtete den Winkel genau aus und betrachtete aus dem Augenwinkel ihr Spiegelbild. Als alle Teller mit dem sämigen grünen Schlick

gefüllt waren, der vom Schweineschmalz schimmerte, nahm sie den ersten Löffel, und die anderen taten es ihr gleich. Sie war eine Autorität, der man sich gern unterwarf, reich und würdevoll, eine Gönnerin. Marie bekam nur selten Gelegenheit, Erbsensuppe zu essen, ihr eigener Tisch war mit Delikatessen reich gedeckt, und so gefiel es ihr, das einfache Leben auszuprobieren, während sie über ihren nächsten Schritt nachsann. Im Nebenzimmer begann ich mein Gebet. Mein Brustkorb surrte – wahrscheinlich sprach ich laut. Marie verzehrte die sämige warme Suppe und murmelte vor sich hin: »Ein Jammer, dass man sich da nicht reinsetzen kann.« Man brauchte kaum zu schlucken, die Suppe glitt ganz von selbst den Schlund hinunter. Erbsen erzeugten Blähungen. Aber sie würde die Nacht ja allein im Bett verbringen, was war also dabei? Mit einem Blick in den Handspiegel überzeugte sich Marie, dass sie beim Essen den Mund nicht zu stark bewegte. »Ich werde jedem von euch Mädchen so einen Spiegel schenken«, verkündete sie. »Damit ihr wisst, wie ihr beim Essen aussieht.«

Ich spürte eine Aufwallung. Meine Seele verfiel in Galopp und riss mein Herz mit sich. Ich stöhnte. Als Gott in mich drang, öffnete sich das Paradies. Ein paar Sekunden lang wurde ich von einem solchen Glücksgefühl überwältigt, dass mein ganzer Körper davon erbebte. Dann erschlaffte ich wieder. Und nahm dankend die Informationen entgegen, die Gott mir darüber schenkte, was im Nebenzimmer vor sich ging.

»Esst!«, kommandierte Marie am Tisch. »Wir werden eurer Mutter helfen. Bald geht es ihr wieder gut.«

»Es geht ihr doch gut«, flüsterte Philip in seinen Teller.

»Keineswegs«, widersprach Marie.

»Du bist doch nur ein dummer kleiner Junge«, sagte Cecilia. Sie war die Zweitjüngste unter den Schwestern, aber auch die Herrschsüchtigste, weil sie immer mein Liebling gewesen war.

Marie und sie tauschten ständig Blicke und lächelten einander grimmig zu. Wie schön, sagte ich zu Gott, dass sie wenigstens eines gemeinsam haben, selbst wenn es bloß die Verachtung für mich ist. Gott würde sie beide zermalmen, wenn ich darum bäte; ein einziges Gebet würde genügen. Aber keine Angst – das würde ich niemals tun. Sie machen mich doch aus, meine Kinder. Meine Familie. Dieses schwere Molekül. Ohne sie wäre ich bloß ein einsames Atom. Noch halte ich die andere Wange hin.

Prinzessin Marie hatte noch nichts von der Psychoanalyse gehört, als sie 1907, frisch verheiratet, im reifen Alter von fünfundzwanzig und frisch gekrönt in Athen eintraf, um ihre Hochzeitsnacht im dortigen Königspalast zu verbringen. Ich war einundzwanzig, wurde von der Bevölkerung Prinzessin Andreas genannt, nach meinem Mann, und Prinzessin Alice von allen anderen und hatte bereits vier Jahre dort verbracht. Ich konnte es kaum erwarten, meine neue Schwägerin kennenzulernen. Ich hatte Bilder von ihr gesehen und wusste, dass sie nicht sehr ansehnlich war, einen dunklen Teint hatte und kein Teil der königlichen Familie war – sie stammte auf der einen Seite von einer Haushälterin ab und auf der anderen von einem Fabrikarbeiter. Ich war damals jung und gesellig und vollauf bereit, sie zu mögen, und ich glaubte, Macht über sie gewinnen zu können, indem ich mich als Ratgeberin

nützlich machte. Mir selbst war der Wechsel von West- nach Südeuropa leichtgefallen – obwohl ich nicht einmal mitbekommen hätte, wenn dicht an meinem Ohr eine Pistole abgefeuert worden wäre, hatte ich rasch Griechisch gelernt, konnte flüssig Lippen lesen und mich auch meinerseits verständlich machen.

Die Ortsansässigen unter den griechischen Bediensteten im Palast wussten es zu schätzen, dass ich ihnen stets freundlich begegnete. Ich führte einen Kalender, in dem ich jeden Morgen vor dem Frühstück nachschlug, um über Geburts- und Todestage in ihren Familien auf dem Laufenden zu sein. Die Zeitungen priesen mein dichtes honigfarbenes Haar, meine »edle Schönheit«, mein sicheres Auftreten. Und mein Mann, Prinz Andreas, Offizier Andreas, bekam nicht genug von mir, wenn er von seinen diversen militärischen Stationierungen zurückkehrte. Wir sahen einander selten genug, um verliebt zu bleiben. Er war ein Prachtexemplar von Männlichkeit, groß, kernig und mit kräftigen Händen; seine Zigarette hielt er ganz vorne zwischen Zeige- und Mittelfinger und führte mit ihr hochelegante Gesten aus. Sein Gesicht war schmal und länglich, nur die abstehenden Ohren verliehen ihm einiges an Umfang. Er musste sich seine Offiziersmütze maßschneidern lassen, damit sie darüber passte. Sein glänzender schwarzer Schnurrbart ähnelte dem Schnurrbart seiner Lenden – kein Zufall, denn er pflegte beide äußerst sorgfältig, aber davon hatte nur ich Kenntnis. Beide waren so borstig, dass sie mir die Haut aufscheuerten. Sein Bruder, Prinz Georg, war eine weichlichere Version von ihm, seine Ohren lagen flach am Kopf wie bei einem Schutz suchenden Tier, und ich kam zu dem Schluss, dass eine strenge, hässliche

Ehefrau eine gute Ergänzung für ihn wäre. Außerdem freute ich mich darauf, den gewaltigen steinernen Palast mit einer zweiten jungen Prinzessin zu teilen. Unsere Kinder würden miteinander spielen können. So nahm ich also Aufstellung vor dem Palasttor, an jeder Hand ein hübsches, in den Landesfarben gekleidetes Kleinkind: blau-weiße Kleidchen, weiße Schühchen, blaue Schleifchen im Haar.

Die Presse sollte über das Ereignis berichten und suchte nach den passenden Worten, um die höchst pariserische neue Prinzessin von Griechenland zu beschreiben. Sollten sie ihr rabenschwarzes Haar bejubeln? Den üppigen Busen, das ausladende Hinterteil? Ihren steifen Gang, die fest zusammengepressten schmalen Lippen und dazu die lebhaften, wachen Augen? Bis zu jenem Morgen war sie noch Marie Bonaparte gewesen, die ihr enormes Vermögen mitnichten der bramarbasierenden korsischen Seite ihres Vaters, sondern vielmehr einem Großvater mütterlicherseits verdankte, der das Glücksspiel in Monte Carlo eingeführt hatte. François Blanc hatte damit genauso viel Freude wie Leid über diese kleine Stadt gebracht, und wer hätte geahnt, dass seine Enkelin Marie denselben Widerspruch in sich vereinen würde? Sie war »reizlos« – so lautete die damals gängige Umschreibung für »hässlich«, die einem so komplexen Gesicht mit all seinen beweglichen Teilen und seiner Geometrie keineswegs gerecht wird. Maries Nase ragte weit hervor, und ihre korsischen Augen lagen tief unter den buschigen Brauen. Als Heranwachsende war sie wegen ihres Äußeren schikaniert worden und verbrachte nun ihr weiteres Leben damit, ihrerseits andere zu schikanieren. Obwohl sie also ein Neuankömmling war und ihr künftiges Zuhause, den griechischen Königs-

palast, erstmals betrat, strafte sie mein herzliches »Willkommen, liebe Schwester!« mit Nichtachtung, tat, als hätte sie die leicht verstümmelten Silben einer Gehörlosen nicht verstanden, und rauschte an mir vorbei wie eine Staatskarosse an einem Esel am Straßenrand. So stand es dann auch in den Zeitungen. »Nicht einmal ein Gruß an der Haustür – das verheißt wenig Gutes für den Palastfrieden«, wie es ein britisches Boulevardblatt formulierte.

Ich ließ ihre Verachtung sacken. In jener ersten Nacht betete ich, Marie möge mit ihrem Prinz Georg glücklich werden. Alle Welt wusste, dass Georg sich nicht zu Frauen hingezogen fühlte. Er gehorchte nur dem Protokoll, indem er eine reiche Erbin geheiratet hatte. Ich betete, er möge für Marie eine Ausnahme machen. Ich betete, sie möge mein Freundschaftsangebot annehmen, es sogar als Ehre betrachten. Als meine Gebete nicht erhört wurden, versicherte mir Gott, Marie habe einen guten Grund, so unfreundlich zu mir zu sein: Neid.

Ich hatte eine glückliche Kindheit verlebt, als Teil einer großen, heiteren Familie mit vielen Zweigen und vielen Mitgliedern, die sich zu den wahrhaft Auserwählten gehörig wussten. Gott hatte uns auserkoren, gekrönt und gesalbt, wir waren über die ganze Welt verstreut, standen aber in engem Kontakt und besuchten einander unentwegt, die anderen uns, wir sie, und für Eheschließungen stand eine internationale Auswahl an Cousins und Cousinen zur Verfügung. Wir unterhielten engste Beziehungen zu England, aber unabhängig von unserem Geburtsort lag unser Ahnensitz nicht in Windsor, sondern im deutschen Darmstadt. Deutschland beherrschte Europa schon lange vor den Nazis – ich war eine deutsche

Prinzessin, eine meiner aus Deutschland gebürtigen Tanten war die Zarin Russlands, eine weitere die Königin von Schweden, und die Könige von Spanien, Dänemark und England waren meine leiblichen Onkel. Queen Victoria sprach zu Hause Deutsch mit ihrem Mann Albert, der zudem ihr Cousin ersten Grades war. Natürlich bringt eine solche innerfamiliäre Abriegelung auch Probleme mit sich: Wir hatten viele Bluter unter den Söhnen der Familie, darunter auch mein geliebter großer Bruder, der nach einem Sturz verstarb, und auch meine Taubheit mag damit zusammenhängen.

Die Battenbergs waren ein intelligenter Familienzweig, das galt vor allem für die Frauen. Das Gedächtnis meiner Mutter Victoria hatte die Ausmaße eines gewaltigen Kellergewölbes, in dem sie alles jemals Gelesene verstaute, und sie las ununterbrochen. Das war keine Pose, sondern entsprach ihrer natürlichen Neigung. Meist blickte sie nur von ihrem Buch auf, um, zu meinem großen Entsetzen als Kind, die Männer bei ihren Diskussionen zu unterbrechen und zu korrigieren, und sie wusste selbst die abwegigsten Dinge bis ins kleinste Detail. Ich weiß noch, wie sie einmal einem Marineoffizier auseinandersetzte, er liege hinsichtlich der optimalen Handhabung seines Sturmboots bei hohem Seegang falsch; er habe, erklärte sie ihm, die ausschlaggebende Frage der Strömung nicht einkalkuliert. Sie werden sie auf jedem Familienfoto gleich erkennen – die knochige Frau mit dem ovalen Gesicht, den wie mit dem Lineal in die Stirn gezogenen Löckchen und der grimmigen Miene; sie konnte es sichtlich nie erwarten, sich wieder aus der Gruppe entfernen zu dürfen. Allen Berichten nach war sie ihren Neugeborenen eine hingebungsvolle, sogar leidenschaftliche Mutter, aber sobald

ihre Kinder sprechen konnten, erwartete sie fundierte Konversationsbeiträge von ihnen. Sie selbst war polyglott und brachte uns bei, dass Sprachen eine subtile, aber tödliche Waffe sein konnten. Und dann kam ich mit meinem Hörproblem.

Unsere Mutter reagierte auf mein »Leiden«, indem sie die Familie anwies, es zu ignorieren. Nie wagte jemand, etwas zu wiederholen, aus Rücksicht auf die Kleine langsamer zu sprechen oder sich ihr auch nur zuzuwenden, um ihr das Lippenlesen zu erleichtern. »Wenn sie euch nicht versteht, spricht einfach weiter.« Die Strategie ging auf. Ich lernte fließend Lippen lesen, selbst wenn mich jemand nicht direkt ansah, und »sprach« schon bald mehr Fremdsprachen als meine Geschwister. Ach bitte, mein Gott, lass mich ein bisschen prahlen. Italienisch und Französisch brachte ich mir ganz selbstständig bei und Griechisch später genauso. Ich erlernte nicht nur die Aussprache, sondern auch schon früh die wichtigste Lektion für eine gelungene Unterhaltung: Die Leute hören sich bei Weitem lieber selbst reden, als anderen beim Reden zuzuhören. Ich machte mich beliebt, weil ich gut zuhören konnte und das, was ich erfuhr, für mich behielt. Außerdem war ich ein hübsches Dressurpferdchen mit makelloser Haut, großen blauen Augen, gesunden Zähnen und einer dichten dunkelblonden Mähne. Schon als Jugendliche war ich bildhübsch und heiratete auch noch als solche, aus Liebe. Allem Anschein nach war ich tatsächlich dafür bestimmt, auf ewig glücklich und in Freuden zu leben, selbst als sie anfangen, meine nächsten Verwandten umzubringen.

Meine Mutter war zu Besuch in Tatoi, unserer Athener Sommerresidenz, als uns die Nachricht aus Russland er-

reichte. In Liegestühlen mit kleinen Beistelltischen saßen wir alle gemeinsam zur Teezeit auf der Terrasse und ließen uns das Galaktoboureko unseres Konditors schmecken. Es war ein perfekter Tag an einem perfekten Ort in dieser perfekten Welt. Ich aß damals sehr zurückhaltend, vor allem in Gegenwart meiner Mutter, die – versiert darin, dem Glück anderer einen Dämpfer zu verpassen – für übermäßigen Genuss nur Verachtung übrig hatte. Das Rauchen verabscheute sie ganz besonders. Aber es war nicht schwer, ihrer Geringschätzung zu entgehen.

Marie hatte sich mit ihren beiden Kindern zu uns gesellt, und unsere Männer trugen Uniform. Ich hatte den Mund voller Süßspeise, und alle meine Gedanken waren dort, in meinem Mund, als sich das Gespräch zu einem Wettstreit zwischen Marie und meiner Mutter entwickelte, in dem die eine die andere intellektuell übertrumpfen wollte. Die Männer, Brüder und Prinzen und in dieser Hinsicht ohne jeden Ehrgeiz, hatten sich einander zugewandt und unterhielten sich gedämpft über wichtige militärische Belange. Marie schenkte ihnen keinerlei Beachtung, sondern war ganz auf die Schlacht mit meiner hochgebildeten Mutter konzentriert. Gerade hatte sie verkündet, Thomas Mann und Richard Wagner hegten beide den unangenehm mittelständischen Wunsch nach Ruhm und ihre Verwendung von Leitmotiven sei eine bloße Feier des Offensichtlichen, worauf meine Mutter nur entgegnete, Manns *Buddenbrooks* seien ein Meisterwerk, und gar nicht auf Maries Argumente einging, die daraufhin zurückgab, die *Buddenbrooks* seien doch die Bibel eines Mittelstands von gestern, genauso langatmig und genauso kleingeistig, und schon war ihr meine Mutter ins Wort gefallen, um kund-

zutun, sie werde eines Tages einen eigenen Roman mit dem Titel *Battenbergs* verfassen, den sie genau in dem Moment enden lassen wollte, in dem die Familie sich gezwungen sähe, ihren Nachnamen zu anglisieren, und damit ihre Existenz einbüßen würde, da – genau da – trat ein Bote hinzu und händigte ihr ein Telegramm aus. Ich sah, wie sie einen drastischen Wandel durchlief: Das Blatt flatterte zu Boden, ihr Oberkörper bebte, sie schlug eine Hand vor den weit aufgerissenen Mund, rief »O nein!«, und ihre Augen verschwanden ganz in den Falten ihres verzerrten Gesichts. Sie weinte. Es blieb das einzige Mal in meinem Leben, dass ich sie weinen sah. Dann hatte sie also doch Gefühle. Ich sprang auf und stürzte zu ihr, um sie zu trösten, aber sie stieß mich mit beiden Händen von sich. Meine Schwägerin Marie war unterdessen herangestakst, hatte das Telegramm aufgehoben und es gelesen. Jetzt sagte sie in sachlichem Ton: »Und wir sind die Nächsten.«

Meine Mutter hörte auf zu weinen und fauchte: »Va chier!«, ein Ausdruck direkt aus der Gosse.

»Familie, Familie, Familie«, murmelte ich. Stand auf, begab mich zum Serviertisch, lud mir ein weiteres Stück vom Galaktoboureko auf den Teller. Und setzte mich wieder. Ich legte die silberne Gabel seitlich an das Dach der Süßspeise, drückte zu, bis die Sahne herausquoll, drehte dann die Gabel, um die Trümmer der zarten Außenwand aufzuspießen, und führte die zerstörte Süßigkeit zum Mund. Herrje. Es waren wirklich entsetzliche Nachrichten; schwer zu verdauen.

Seinerzeit hatte meine Tante, die zu Hause wegen ihres sonnigen Gemüts nur Sunny genannt wurde, sich wiederholt dem Vorschlag (sprich: dem Befehl) ihrer Großmutter wider-

setzt, den englischen Thronfolger zu heiraten. Stattdessen hatte sie sich bereits mit dreizehn in ihren mageren, linkischen Cousin zweiten Grades verliebt, der Nicky genannt wurde, und er sich in sie. Beharrlich flehten Sunny und Nicky darum, heiraten zu dürfen. Untröstlich schmachteten sie nacheinander, und als ein paar endlose Jahre vergangen waren, wurde ihr Wunsch ihnen schließlich gewährt. Aber die Bevölkerung brachte ihnen vom ersten Augenblick an nur Ablehnung entgegen, denn bei Nickys Krönung hatten Bettler, die aus dem feierlichen Anlass Almosen erwarteten, sich zu Hunderten totgetrampelt. Ich erinnere mich gut, welche Verzweiflung in der Familie herrschte, als kritische Geister Nicky und Sunny für die schlechte Organisation verantwortlich machten und sie gefühllos nannten, weil sie die Feierlichkeiten mit den zahllosen, aus aller Welt angereisten Gästen, den längst engagierten Musikern und dem vorbereiteten Bankett nicht umgehend abgesagt hatten. Wildfremde bezeichneten das royale Paar als hartherzig, weil es die vielfältigen Unglücksfälle und Tragödien, die die russische Bevölkerung heimsuchten, nicht ausreichend öffentlich beklagte. Dabei wurden wir in unserer Familie doch dazu erzogen, die eigenen Tragödien nicht zu sehr zu gewichten! Man zeigte nun einmal keine Gefühle in der Öffentlichkeit, ja nicht einmal im Privaten. Als Sunnys Vater starb, weinte sie vor ihren Bediensteten, wie diese berichteten, das gab ihren Beliebtheitswerten für einen Monat Auftrieb, aber dann setzten die Beschwerden sofort wieder ein und schlugen schließlich in Mordlust um.

Jetzt betrauerte meine Mutter hier vor unseren Augen ihre Schwester, und ihre gewohnte Selbstgewissheit war dahin.

Ein kleiner Vogel kam auf mich zugehüpft, und ich warf ihm ein Bröckchen von meinem Kuchen hin. Er pickte es auf und rückte näher. Ein weiterer kam hinzu, dann noch einer. Ich teilte meinen Kuchen und zählte die Vögel, die da fröhlich speisten, es waren sieben. Einer fehlte. Wenn Menschen sterben, erscheinen sie ihren Liebsten gleich darauf als Vögel. Bloß sieben. Aus dem Augenwinkel sah ich, wie Marie, mit Rücksicht auf mich sehr deutlich, sagte: »Alice wird sich sicher freuen, dass ihre Lieblingstante Ella verschont wurde.« Sie wollte mir etwas Nettes sagen, obwohl meine Mutter so rüde mit ihr gesprochen hatte.

Unter uns blieb die arme Marie immer eine Außenseiterin, sie war bloß eine Bonaparte und hatte einfach Pech gehabt. Als Kind war sie einsam gewesen, mit vierzehn hatte sie für ein ganzes Jahr das Haarewaschen eingestellt und alberne Liebesbriefe an einen schwarzhaarigen, verheirateten Angestellten ihres Vaters geschrieben, der ihr dafür später Millionen abnötigte – und sie bezahlte! –, und als sie schließlich doch noch ihren Prinzen heiratete, erlebte sie die denkbar traurigste Hochzeitsnacht. So wie die Allerärmsten können auch die Monarchen sich ihre Familie nicht aussuchen.

Über Jahre hinweg sahen wir uns gezwungen, gemeinsam als Schwägerinnen in zwei Palästen zu leben – dem steinernen Winter- und dem filigranen Sommerpalast –, und Marie setzte den Ton, indem sie praktisch nie mit mir redete, unter dem Vorwand, ich sei ja taub, obwohl ich in fünf Sprachen perfekt Lippen lesen konnte. Sie glaubte allen Ernstes, ich verstünde ihre gewählte Ausdrucksweise nicht, und zog es deshalb vor, sich mit anderen zu unterhalten. Ich nahm ihre Abneigung hin, weil ich wusste, dass Gott ihr schon noch den

Kopf zurechtrücken würde. Es lebten also ziemlich viele Menschen unter diesem einen Palastdach, wenn man das Personal mitzählte, was wir gekrönten Häupter immer taten. Als wir wegen des Putsches Jahre später aus Athen fliehen mussten, nahmen wir sie sogar mit. Jetzt waren wir es, die gestürzt wurden.

Die Art unseres Auszugs war typisch für uns zwei. Marie ver lud ihre dreißig Schrankkoffer und sämtliche Zofen auf eine Luxusjacht, während Andreas und ich uns mit unserer neunköpfigen Familie, darunter unser neugeborener Prinz Philip und nur zwei Bedienstete, ins Zwischendeck eines britischen Militärfrachters zwängten, der uns bis nach Italien brachte. Immerhin eins hatten wir Schwägerinnen nun gemeinsam: Unsere Männer wurden beide von einer Bevölkerung verjagt, die sie zuvor verehrt hatte. In dieser Hinsicht waren wir einander ebenbürtig. Die internationale Presse widmete mir, Prinzessin Alice, der Urenkelin Queen Victorias, weit mehr Raum: eine schöne Frau, die einem Staatsstreich entkommen war und nun an ihren Geburtsort, Schloss Windsor, zurückkehrte, mit einer Übernachtung in Paris in der Villa von Prinzessin Marie. Nicht ein Hinweis darauf, dass beide Schwestern ihre degradierten Ehemänner als Handgepäck mit sich führten. Nicht ein Hinweis darauf, dass Mari es Mann derjenige war, der nur eine einzige Nacht unter ihrem Dach verbrachte. Das Personal hatte alle Hände voll zu tun, die Villa für Prinz Georg vorzubereiten, der ausschließlich in seidener Bettwäsche schlief. Und dann, am nächsten Morgen, brach er seine Zelte ab. Er machte sich nicht einmal mehr die Mühe, sich zu verabschieden, so eilig hatte er es, zu seinem Liebhaber nach Kopenhagen zu kommen. Sein Lieb-

haber, der sein eigener Onkel war. Ich will damit nur sagen, dass Prinz Andreas ein Glücksfall war. Er liebte mich, seine Frau, und er vergewaltigte mich auch nicht, um mich zu schwängern und anschließend, während er sich säuberte, mit angeekelter Miene zu erklären: »Ich hasse das genauso wie du«, und sich dann wieder zu seinem Liebhaber-Onkel zu verdrücken, der ein paar Zimmer weiter auf ihn wartete. Mein Prinz Andreas war ein fabelhafter Mann, und er hätte seine Familie auch nicht verlassen, wäre er nicht um seinen Thron gebracht worden. Ohne den hatte er kein Ziel mehr im Leben, dabei braucht das doch jeder Mann. In England hätte er Polo spielen können. Aber aus der einen Nacht in Paris wurden, wie bei den Primzahlen, scheinbar unendlich viele.

Wie es dazu kam? Tja, ob Sie es glauben oder nicht, die hasenfüßige britische Regierung fürchtete die Zurschaustellung royaler Schwächen. Sie wollten keine gestürzten Monarchen auf der Insel haben; sonst käme womöglich noch die eigene Bevölkerung auf die Idee, man könne auch die erst kürzlich umbenannten »Windsors« stürzen. Auch der Zarin, Queen Victorias erklärter Lieblingsenkelin und meiner Tante Sunny, hatte sie die Flucht nach England verwehrt, die ihr das Leben gerettet hätte, und nun wollte die Regierung auch einer abgesetzten Prinzessin von Griechenland nicht gestatten, an ihren Geburtsort zurückzukehren. Queen Victoria tobte in ihrem Grab, als der Staat ihr eigen Fleisch und Blut seinem Verhängnis überließ. Und meine Mutter in London unternahm nicht das Geringste, um etwas an der Lage zu ändern. Sie wusste, dass sie machtlos war. Und ich konnte auch nicht einfach wieder zur deutschen Prinzessin werden, weil die Monarchie dort in diesem Moment der Geschichte keinerlei

Bedeutung mehr hatte. Gleich nach Ausbruch des Großen Krieges hatte England uns gezwungen, den hoch angesehenen Namen Battenberg in Mountbatten zu ändern. Sagen Sie mal »Mount«, wenn Sie taub sind. Der schöne Daktylus Battenberg war ausgelöscht. Ich erfuhr davon an einem Sommertag in Windsor Castle, bei Tee und Beeren mit Sahne. Da wurde selbst eine Erdbeere, die sonst alle Sinne betört, die einer Gehörlosen zur Verfügung stehen, ungenießbar – die reinste Farce. Ich spuckte sie mitten auf den Tisch. Da lag sie dann wie ein blutendes Herz. Dickie warf den Kopf in den Nacken und ließ sein vulkanhaftes Lachen hören, als wäre es der allergrößte Witz. Schließlich stieß er prustend hervor: »Nun sorg dich doch nicht wegen ein paar Silben, Prinzessin Butterblume.« Dann schnappte er sich meine zerkaute Erdbeere, verspeiste sie und leckte sich ihr Blut von den Fingern.

Merken Sie sich eines: Der Respekt, den die Öffentlichkeit ihren gekrönten Häuptern zollt, hängt einzig und allein von der Berichterstattung in der Presse ab. Sind sie in Not, zählen alle Titel kaum mehr als eine veraltete Währung. Und so blieben wir, nachdem wir unseren hohen Rang in Griechenland eingebüßt hatten, in Paris und auf Almosen angewiesen. Wir bezogen das kleine Dienstbotenhaus auf dem weitläufigen Grundstück im Schatten der Villa der Bonapartes. Dort hockten wir im Jahre 1930 aufeinander, vier pubertäre Mädchen, gekleidet, als würden sie jeden Moment ihren Prinzen erwarten, ein kleiner, wilder blonder Junge, ich, ein herrisches Hausmädchen, die reizende griechische Nanny Nina sowie drei weitere Bedienstete, und teilten uns alle ein einziges Badezimmer. Die klumpige Matratze zeugte von der Tatsache, dass selbst der Schlaf nun ein Luxus war, der mir nicht mehr

zustand. Jede Nacht war eine stürmische, schwankende, beängstigende Überfahrt, bis schließlich Gott eingriff, um mich zu trösten. Unsere Gespräche begannen, anfangs nur im Schutz der Dunkelheit. Und nach und nach wurde ich wieder glücklich. Gott gestattete mir kurze Abstecher ins Paradies. Den anderen erzählte ich natürlich nichts davon, um nicht ihren Neid zu wecken. Neid ist die Wurzel allen Übels. Es gab keinen Grund, sie in Versuchung zu führen.

Zumindest waren wir inzwischen einer weniger. Nach ein paar Monaten, in denen er sich wie ein lästiger Gast gefühlt hatte, nahm mein Ehemann und Cousin, Prinz Andreas von Griechenland, eine Einladung zum Pokerspielen nach Monte Carlo an. Dort, am Roulettetisch, lernte er »jemanden« kennen. Diese Dame lebte in einem Nobelhotel und bezahlte ihm das Zimmer neben ihrem. Ich grämte mich nicht und erwartete seine Rückkehr. Gesellschaft hatte ich genug. Ich hatte mein Kruzifix. Das gab ich nie aus der Hand. Beim Essen lag es auf meinem Schoß. Und auch jetzt, im Wohnzimmer, wohin ich mich zum Beten zurückgezogen hatte, hielt ich es fest umklammert. Zehn Jahre zuvor hatte Marie den Betstuhl ihrer Großtante, Kaiserin Eugénie, in das Dienstbotenquartier verbannt. Es war ein abgenutztes altes Ding, wacklig und scheußlich verschnörkelt im Stil des mittleren 19. Jahrhunderts. Keine Mode, die ich sonderlich schätzte. Trotzdem gewann ich den Betstuhl sehr lieb, und er gewann auch mich lieb. Ihm war auf einmal klar geworden, wie einsam und gelangweilt er sich all die Jahre gefühlt hatte.

Marie hatte inzwischen ihre Psychoanalyse bei Freud absolviert und war zu dem Schluss gekommen, ich müsse krank sein. Endlich würde sie für die Jahre belohnt werden, in denen

ich hübscher – sie hatte immer genauestens vermessen, wie lang die Blicke Fremder auf meiner Erscheinung verweilten und wie flüchtig sie die ihre streiften – und glücklicher gewesen war als sie. Mein Kruzifix war meine direkte Verbindung zu Gott. Maries Lust blieb unerfüllt, während meine Orgasmen das ganze Haus erschütterten. Und so verkündete sie, ich litte an Schizophrenie. Als Beleg führte sie an, dass ich nie die Bibel las, mit der wiederum sie bestens vertraut war – mein religiöser Trieb sei also eindeutig nicht spirituell, sondern rein lustvoll. Der große Mann pflichtete ihr bei. Eine Psychoanalyse kam für ihn nicht infrage. Es galt, meinen Sexualtrieb auszumerzen. Erst dann würde ich in der Lage sein, mich von dem Kruzifix zu trennen.